

Asiens kranker Riese

SPIEGEL-Serie über das verkommende Indien

Indien ist der einzige Staat der Welt, in dem der Lebensstandard seit Kriegsende gesunken ist. Für Millionen Menschen auf dem Subkontinent hat sich der Kampf ums Dasein auf einen Kampf um den täglichen Schluck Wasser reduziert. 26 Jahre, nachdem Indien „zu Leben, zu Freiheit“ — so Staatsgründer Nehru — erwachte, ist das Land in seine bisher schlimmste Krise geraten.

Es ist so heiß, daß selbst die Bauern mit ihren bloßen Füßen nicht mehr auf die Äcker gehen können. Aber auch wenn sie könnten, würde es nichts nützen. Der einst fruchtbare Löß ist unter der sengenden Sonne längst zu heißem, zementhartem Stein geschrumpft.

Über den nackten Felsen kocht die Luft. Die Bäume sind am Stamm verdorrt, die Büsche kahl und schwarz, wie verbrannt, bis hin zum Horizont.

Es ist so glühendheiß, daß die Autofenster hochgekurbelt werden müssen. Der Fahrtwind verbrennt Augen, Schleimhäute, das Gesicht, die nackten Arme, als ob der Luftstrom direkt aus einem Ofen käme.

Denn es sind über 50 Grad im Schatten. Bloß: Schatten gibt es nicht, jedenfalls nicht für die dunklen Gestalten, die am Straßenrand hocken, einen Lumpenfetzen um die Hüften, einen zweiten auf dem Kopf. Es sind Steineklöpfer. Mit dem Hammer hauen sie auf Granitblöcke, bis daraus Schotter wird: ihr täglich Brot, entlohnt mit 50 Pfennig pro Tag.

Sie gehören zu den „scheduled tribes“, den „primitiven Stämmen“, zu denen 40 Millionen Menschen in Indien zählen und noch ein paar Millionen in Pakistan und Bangladesch — Menschen am alleruntersten Rand der menschlichen Existenz.

Am Straßenrand stolpern, staubbedeckt wie alle Menschen auf dem Subkontinent, wie das ganze Land außerhalb der Regenzeit, Frauen entlang. Auf dem Kopf balancieren sie einige Dutzend graugrüne Blätter, halbverdorrte Wurzeln, die sie aus einem ausgetrockneten Bachbett gegraben haben mögen: Futter, mit dem sie Ziege, Kuh, Büffel vor ihren Hütten vielleicht noch einige Tage am Leben halten können — zugleich Hoffnung auf ein paar Tropfen Milch.

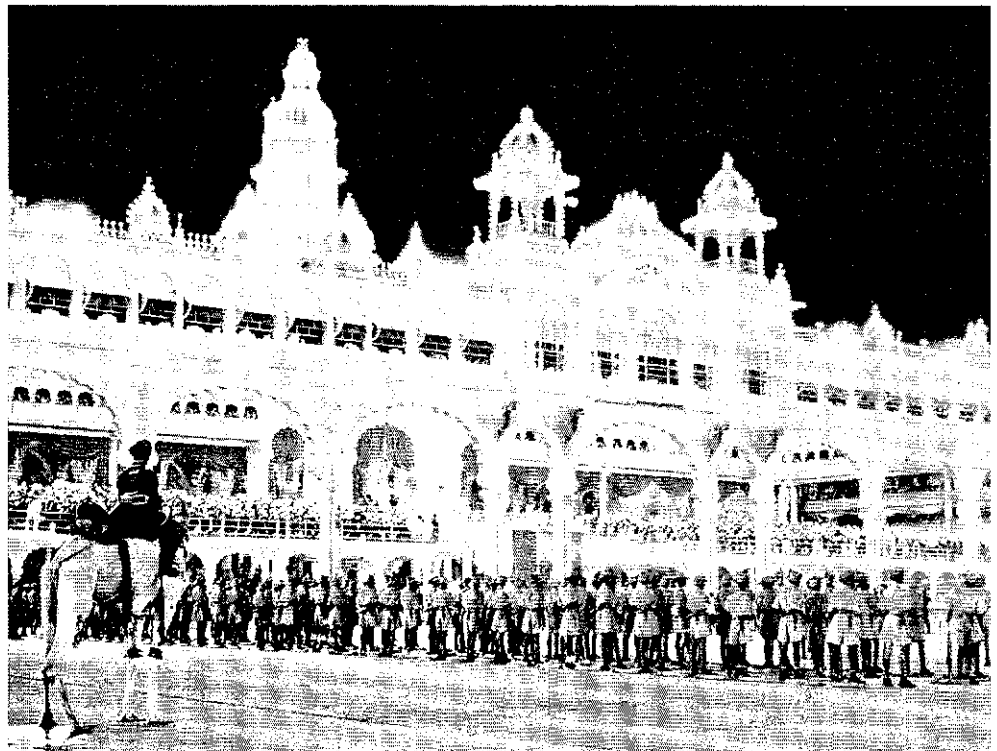
Männer karren auf einem Gestell, das mal Fahrrad war, ein verrostetes Wellblechfaß hügelauflaufend mit dem Kostbarsten, das es in den heißen Monaten hierzulande gibt: Wasser, brackisches, übelriechendes Wasser, das sie schon zehn Kilometer weit geschoben haben, das in noch mal zehn Kilometern für sie

und ihre Familien Leben zumindest für die nächsten Tage bedeutet.

Denn im Distrikt von Dhudi, 160 Asphalt-Kilometer von Indiens heiligster Stadt Benares am heiligen Ganges entfernt, hatte es seit drei Jahren nicht mehr geregnet. Dhudi, 80 000 Einwohner, zählte zu jenen Dürre-Gebieten, in denen während der letzten zwei, drei



Slums, Hochhäuser in Bombay



Audienz beim Maharadscha von Mysore

Leben in Indien: Dunkel wie vor tausend Jahren

Jahre insgesamt 220 Millionen Menschen in Indien litten, in denen Tag für Tag Luxus war, wovon jeder Deutsche Tag für Tag 119 Liter verbraucht: Wasser.

Im Weiler Bider, er galt als wohlhabendes Bauerndorf, harren die Frauen stundenlang am Brunnen, bis sich wieder eine Handvoll Sickerwasser angesammelt hat. Es reicht noch, gerade noch, für die Menschen. Das Vieh haben sie schon verkauft, die zum Skelett verdorrte Kuh für 30 Mark.

„Wenn wir einen Bewässerungsgraben hätten, wäre das Land grün“, sagt Jungbauer Deo Naran Singh, 28, und des Lesens kundig. „Wenn wir Wasser für unser Land hätten, würden wir auch zu essen haben.“

So essen sie, da sie den steinharten Boden nicht bestellen können, das Saatkorn. Was sie nachher essen sollen, wissen sie nicht.

Nicht mal Saatkorn mehr haben jene, die von den Bauern in Bider leben: die Töpfer im Nachbardorf Maldewa. Sie



formten Tonkrüge, in denen die Bauern das Wasser speicherten, Krüge, in denen das Wasser auch bei großer Hitze kühl blieb. Doch seit Monaten kaufte keiner mehr Krüge, da es kein Wasser mehr kühlzuhalten gab.

„Wir sind froh, wenn wir jeden zweiten Tag einmal essen können“, sagt der Dorfälteste Murtasa Khan. Nicht alle 400 seiner Mitbürger können so froh sein. Matina, 35, Mutter von vier Kindern, hat seit drei Tagen nichts mehr gegessen. Ihr Gesicht ist eingefallen, ihre Augen glänzen fiebrig. Die kleineren ihrer Kinder kauern apathisch in einer Ecke, die Bäuche aufgetrieben, die Haut an den knöchigen Gliedern faltig.

Sie ist Witwe, ihr Mann, Tagelöhner, starb vor einem Jahr, an Tuberkulose, meint sie. In ihrer Hütte aus Zweigen und Schlamm ist kein Gramm Getreide, kein Schluck Wasser, nicht einmal ein „tscharpai“, das einzige und Standardmöbel indischer Dörfler, ein beflochtenes Gestell, Bett und Ablage zugleich. „Wenn der Monsun wieder nicht kommt, werden wir sterben.“

In dem „dhaba“ von Dhudi, dem Elbhaus aus Lehm und Schindeln, wo sich Leute, die noch ein paar Rupien haben, an „tschapattis“ — Brotfladen — und „dal“ — gekochten Linsen — laben können, sitzt der Bezirksälteste Ram Schankar Singh. Er schreibt an einem Brief an Kamalapati Tripathi, Chefminister der Provinz Uttar Pradesh.

U. P., wie sie genannt wird, ist die volkreichste aller indischen Provinzen. Wäre sie ein souveräner Staat, stünde sie mit 88 Millionen Einwohnern an achter Stelle unter den Nationen der Welt.

„Die Menschen in unserem Bezirk“, schreibt Singh, „haben kein Trinkwasser mehr. In den Regierungsläden gibt es kaum noch Rationen. Die Haustiere haben kein Futter und kein Wasser

Obdachlose in Kalkutta (oben), Bettler in Benares (unten links), Bauern in einer Dorfgemeinschaft



mehr und sterben. Schickt uns bitte wenigstens Wasser zum Trinken. Ich weiß nicht, was die Leute sonst tun werden.“

Sie taten weiter nichts. Einige starben, 13, so meldeten die Zeitungen an jenem Tag unter der Rubrik „Hitzetote“. Dabei war Dhudi noch keines der wirklich schlimmen Dürregebiete. Tödlich war die Dürre in Bihar, weiter im Osten, in Radschasthan ganz im Westen, in Maharaschtra. Wie viele Menschen an jenem Tag an Durst, Dürre Hitze starben, weiß niemand, wird nicht registriert. Zu Tausenden von Dörfern gibt es überhaupt keine Verbindung. Dort wird ohne Statistik gelebt und gestorben, wie in der Steinzeit.

Im Weiler Gur-Ki-Mandi, 500 Einwohner, 29 Kilometer von Indiens berühmtester Touristenattraktion, dem Tadsch Mahal, gelegen, gibt es noch Wasser. Sogar in zwei Brunnen.

In einem mießt nach Monaten ohne Regen nur noch ein faulige Bracke. Der zweite, tiefere Brunnen, ein paar hundert Schritt abseits der Hütten, spendet noch klares Trinkwasser — doch nur für Auserwählte.

Das Glitzerland des Ostens wurde zur ärmsten Nation.

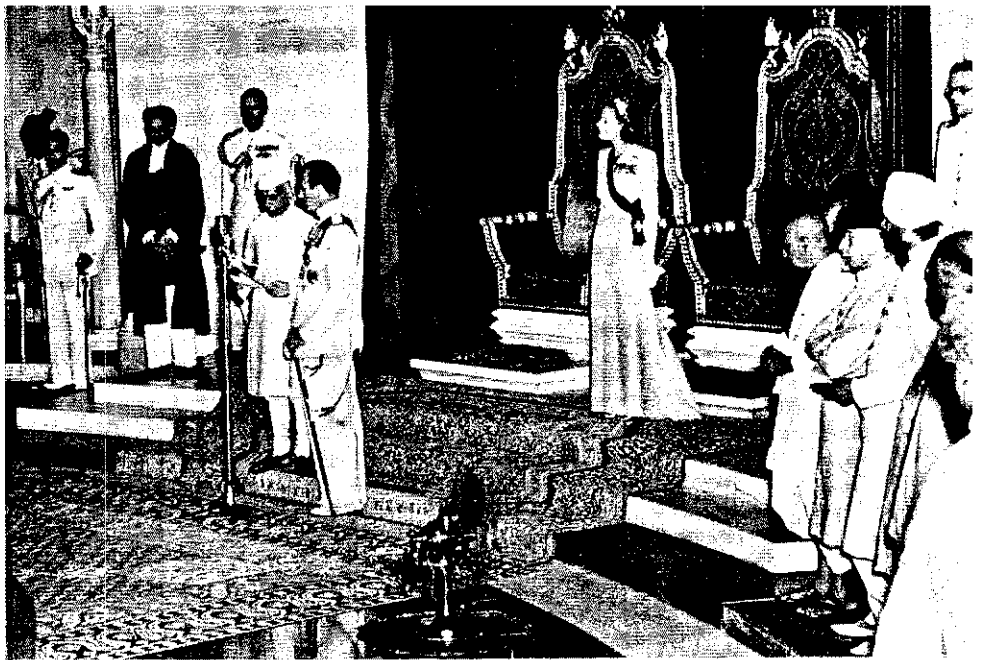
Denn es ist der Brunnen der Brahmanen, der hochkastigen Hindus, von denen einige Dutzend im Dorf leben. Die anderen, denen die Bracke zugeteilt ist, sind Parias, Unberührbare, Kastenlose, von Mahatma Gandhi zu „Kindern Gottes“ (haridschans) erhoben — über 400 in Gur-Ki-Mandi, über 80 Millionen in ganz Indien.

Ein Haridschan verunreinigt einen Brahmanen, wenn auch nur sein Schatten auf diesen fällt. Undenkbar, daß er aus demselben Brunnen trinke.

In Gur-Ki-Mandi geschah das Unerhörte. Mit dem Mut zum Tod Verurteilter schlichen ein paar Unberührbare nachts zum Brahmanen-Brunnen und schöpften von dem rettenden Naß.

Doch die Hochkastigen hatten aufgepaßt. Noch in derselben Nacht sühten sie den Frevel, sie warfen Fäkalien in den Brunnen, Kadaver, allen Unrat, den sie hatten. Fortan ließen sie sich Wasser aus dem nächsten, ungeschändeten Brahmanen-Brunnen bringen. Die Unberührbaren schöpften ihr Wasser weiter aus dem verseuchten Brunnen. Im Dorf droht Tod, nicht nur durch Durst, sondern seither auch durch Totschlag.

„Meine Frau und meine Kinder sind vom Wasser krank geworden“, weint der Dörfler Bischambar, Wegemacher, Tageslohn 70 Pfennig. Nur einen Tages-Fußmarsch von der Stadt Agra entfernt, hat er im Gegensatz zu Millionen seiner Landsleute auch schon von der „Sarkar“, der Regierung gehört: „Wenn die Regierung schon



Unabhängigkeitsfeier in Delhi 1947*: „Keine unserer Visionen...“

nichts für uns tut, kann sie uns nicht einmal Wasser zum Trinken geben?“

Sie kann nicht, und wenn, dann nur an wenigen Orten. In 20 Prozent der 566 878 statistisch erfaßten Dörfer Indiens gibt es 26 Jahre nach Erreichung der Unabhängigkeit auch in normalen Jahren keine Trinkwasserversorgung. Heißt: Für über 90 von 457 Millionen Dörflern in Indien, so viele Menschen wie in der Bundesrepublik, der DDR, Schweiz und Österreich zusammen leben, ist der Kampf ums Dasein ein Kampf um den täglichen Schluck Wasser.

Und wenn, zur Monsunzeit, das Wasser mit aller Macht kommt, kann die

Regierung ihre Untertanen auch davor nicht schützen. Als nach der Schneeschmelze im Himalaja in den letzten Wochen der Sutlej und der Ganges anschwellen, zerstörte die Flut 1,2 Millionen Häuser und Hütten in Indien (und noch mehr in Pakistan), ertranken Tausende Menschen, wurde Getreide für Hunderte Millionen weggeschwemmt.

Die Dämme, Stauwerke und Kanäle, die zur Dürrezeit fehlen, um das Land zu bewässern, fehlen zur Regenzeit, um die Fluten zu bändigen. Sie fehlen, weil seit dem Abzug der Engländer kaum noch Bewässerungsanlagen gebaut wurden. Und weil sie fehlen, folgt der Flut stets sofort die Dürre — das Wasser strömt ungenutzt ins Meer.

„Zum Glockenschlag um Mitternacht, wenn die Welt schläft, wird Indien zu Leben und Freiheit erwachen“, hatte Jawaharlal Nehru seiner jungen Nation vor 26 Jahren aus dem Festsaal des Parlaments in Neu-Delhi verheißen — damals, in der Nacht vom 14. auf den 15. August 1947, als Indien nach über hundertfünfzigjähriger britischer Herrschaft souverän wurde.

„Unsere Träume“, so der Staatsgründer, „die wir nun verwirklichen wollen, sind nicht nur für Indien bedeutsam, sondern für alle Nationen, für die ganze Welt.“

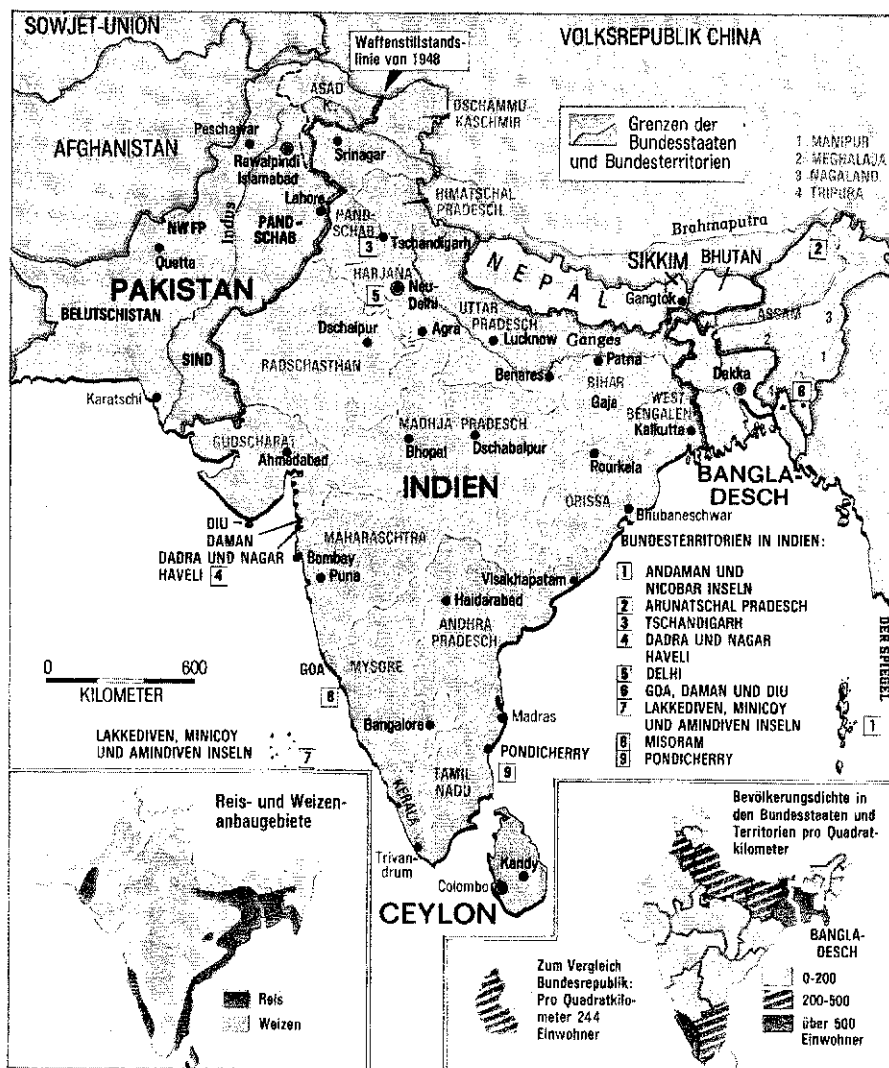
Dann wandelte sich Nehru zu einer Art Weltgewissen, führte zwei Kriege, eroberte die winzige portugiesische Enklave Goa und vernachlässigte darüber sein Volk.

26 Jahre nach dem Erwachen ist Indien nach dem Ur-



... hat sich erfüllt“: Krieg gegen Pakistan

* Nehru (4. v. l.) mit Vizekönig Mountbatten, Lady Mountbatten



teil der angesehenen „Far Eastern Economic Review“ „wahrscheinlich das einzige aller Länder, die nach dem Zweiten Weltkrieg unabhängig wurden, in dem sich der Lebensstandard der Bevölkerung seither verschlechtert hat“.

Der Nationalökonom Dandekar von der Hochschule für politische Wissenschaften in Puna errechnete in seinem Buch „Armut in Indien“, daß beispielsweise der Pro-Kopf-Verbrauch an lebensnotwendigen Gütern zwischen 1960 und 1968 um über sieben Prozent gesunken ist, daß 33,12 Prozent der ländlichen und 48,6 Prozent der städtischen Bevölkerung ständig unterernährt sind. Er folgerte, daß Indien „wahrscheinlich die ärmste aller Nationen“ sei.

Indien, das Glitzerland des Ostens, das der Brite Kipling für die Europäer verkörperte, ist ein Koloß von 570 Millionen Menschen, deren Pro-Kopf-Einkommen unter 200 Mark im Jahr liegt. 457 Millionen von ihnen leben in mehr als 500 000 Dörfern, meist nicht anders als vor zwei-, dreitausend Jahren. Fast 402 Millionen Inder können nicht schreiben und lesen, alle nur mühsam miteinander sprechen: 14 verschiedene

Hauptsprachen von Assamesisch bis Tamil, über 200 unterschiedliche Idiome, Tausende Dialekte trennen die Bürger voneinander. 250 Millionen leben in einer erzwungenen Diät von weit weniger als jenen 2300 Kalorien, die einst die Uno als Minimum für die menschliche Ernährung festgesetzt hat. 70 oder 100 Millionen, niemand weiß es genau, sind arbeitslos, noch mal 170 Millionen unterbeschäftigt.

In Indien gibt es mehr Blinde — fast fünf Millionen — als Industriearbeiter — knapp vier Millionen (die freilich in nicht weniger als 16 694 Gewerkschaften organisiert sind). Die Bevölkerung vermehrt sich wie nirgendwo anders — Jahr für Jahr kommen mindestens 13 Millionen dazu.

Wovon, so fragen sich Inder und Ausländer, wurde Indien 1947 eigentlich befreit? Die Frage gilt für den gesamten Subkontinent, den die Engländer nach dem Zweiten Weltkrieg hastig fallenließen. Seither erleben seine Völker — Inder, Pakistanis, Bengalen, Ceylonesen — eine ununterbrochene Folge biblischer Plagen: vier Kriege und Massaker, die zu den schlimmsten der Menschheitsgeschichte gehören — 1947 zwischen Moslems, Hindus und Sikks,

1971 in Bengalen, dabei starb jeweils mehr als eine Million Menschen.

Der Dürre folgen Flut, Elend und Gewalt. Mißwirtschaft und Korruption, Seuchen und Hunger plagen nicht allein die 570 Millionen Inder. Die Heimsuchungen treffen alle Bewohner des riesenhaften Subkontinents, die über 700 Millionen Bürger von vier Staaten, zwischen Khaiberpaß und den Hügeln Burmas, zwischen den Schneebbergen des Himalaja und den Palmenstränden der Insel Ceylon.

Die Regierenden schieben die Heimsuchungen gern auf die Natur: Der Regen bleibt aus, oder er fällt als Flut vom Himmel, Stürme und Hagel, Heuschrecken und Ratten vernichten die Ernte, die Elemente hemmen den Fortschritt.

„Eine Verfassung kann nicht eure Bäuche füllen.“

Doch die gibt's anderswo auch. Nirgendwo aber ist die Kluft zwischen großen Worten und kleinen Taten größer als auf dem Subkontinent, der, so Indienbesucher Malraux, einen „Sprung vom 14. ins 20. Jahrhundert“ nötig hat:

Nehru versprach seinen Indern zur Unabhängigkeit „das Ende von Elend und Unwissenheit, Krankheit und Unterdrückung“. Die Gründer und Herren Pakistans versprachen ihren Bürgern einen moslemischen Musterstaat, ein „Vorbild für den Subkontinent“.

Vom gleichwohl verrotteten Pakistan abgesprungen, prophezeite der Führer des vor anderthalb Jahren neuerstandenen Staates Bangladesch den Seinen ein „goldenes Bengalen“. Ceylon, heute Sri Lanka genannt, plakatierte den Insulanern eine freudige sozialistische Zukunft.

Was wurde? Pakistans Premier Bhutto präsentierte seinem Volk zum 26. Unabhängigkeitstag im letzten Monat eine neue Verfassung. Als seine Vorgänger dem Land Verfassungen verpaßten, hatte derselbe Bhutto gehöhnt: „Wozu brauchen wir eine Verfassung. Ihr könnt sie nicht essen, sie kann nicht eure Bäuche füllen!“

Die freilich hat Bhutto bisher auch nicht gefüllt, und trotz neuer Verfassung wird in Pakistan weiter auf Oppositionelle geschossen, werden aufrührerische Bürger in der Provinz Belutschistan, wo Stammesunruhen sich bereits zu einem Partisanenkrieg ausweiteten, von der eigenen Luftwaffe zusammengebombt.

Im „Goldenen Bengalen“ des Scheichs Mudschib-ur Rahman leben die Menschen heute elender als je unter pakistanischer Herrschaft, haben sie für ihr Grundnahrungsmittel Reis viermal soviel zu zahlen wie vor einem Jahr. In der Hauptstadt Dakka sind Bananen, die am Stadtrand wuchern, teurer als in

Hamburg. 1,276 Milliarden Dollar internationaler Hilfe versickerten zum größeren Teil in den Taschen der korruptesten Bürokratie der Welt.

Für Petroleum stehen die Bürger Schlange. Die Juternühlen, einst der Reichtum des Landes, arbeiten unter staatlicher Mißwirtschaft mit bestenfalls einem Viertel ihrer Kapazität. In den Städten verbrennen fanatische Jugend-Stoßtrupps der Regierungspartei geschmuggelte ausländische Zigaretten, die auf den Schreibtischen ihrer Senioren weiterhin unverhohlen angeboten werden. In den Dörfern üben die Bauern Selbstjustiz; das Zerstückeln verdächtiger Fremder, die Räuber oder Gewalttäter sein könnten, ist zum Volkssport der Bengalen geworden.

Im sozialistischen Ceylon schließlich vegetieren über zwei Jahre nach einer Rebellion linker Jugendlicher, die sozialistische Parolen in sozialistische Taten ummünzen wollten, noch 4000 Jungen und Mädchen in Konzentrationslagern.

Immerhin: In den drei Randstaaten des Subkontinents mögen die „von Menschen verursachten Krisen“ („Far Eastern Economic Review“) noch verständlich sein: Pakistan trägt die Last von zwölf Jahren Militärdiktatur, eines verlorenen Krieges und den Verlust von Ostbengalen, wo einst mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung wohnte.

Bangladesch, das am dichtesten bevölkerte Land der Welt, ist aus Massensmord und Bürgerkrieg entstanden. Sri Lanka hat seinen Jugend-Aufstand noch nicht überwunden, beide Staaten befinden sich in einer Ausnahmesituation.

Anders Indien. Vor anderthalb Jahren schien der Koloß des Subkontinents, der mehr Menschen zählt als die USA, die Sowjet-Union, England und Frankreich zusammen, so glänzend da-



Staatspräsident Giri
„Legt die Betrüger in Ketten“

Profi-Mannschaft



Ganz auf den individuellen Service eingestellt.

conFern hat nicht nur Männer mit Muskeln. Diese Leute sind geschult. Verstehen ihr Handwerk. Solche Teams engagieren Sie. Männer, die Ihnen Arbeit abnehmen, überall in Deutschland. Denn Ihr Umzug ist unser Problem – nicht Ihres. conFern hat die richtige Mannschaft für Sie.

80 qualifizierte Möbelspediteure in ganz Deutschland garantieren Ihnen den individuellen Service – unter dem Namen conFern. Doch jeder einzelne ist für Sie alleine da. Für Ihre ganz persönlichen Probleme. conFern ist Ihr Partner, wenn es um den Umzug geht. Überall in Deutschland. Denn Größe macht leistungsfähiger.

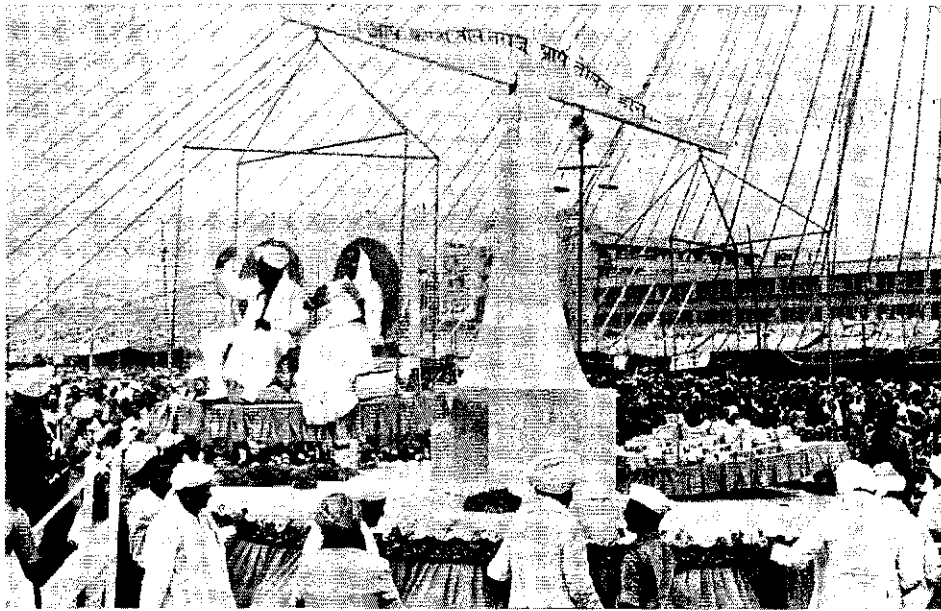
conFern für den Umzug



Möbeltransportbetriebe
Partner-System

conFern ist auch in Ihrer Nähe

845 Amberg, 577 Arnsberg, 89 Augsburg, 757 Baden-Baden, 86 Bamberg, 858 Bayreuth, 1 Berlin, 53 Bonn-Beuel-Pützchen, 53 Bonn, 33 Braunschweig, 28 Bremen, 285 Bremerhaven, 5568 Daun, 287 Delmenhorst, 4 Düsseldorf, 41 Duisburg, 852 Erlangen, 43 Essen, 73 Esslingen, 671 Frankenthal, 6 Frankfurt (Main), 64 Fulda, 465 Gelsenkirchen, 2 Hamburg, 3 Hannover, 69 Heidelberg, 71 Heilbronn, 867 Hof, 221 Itzehoe, 675 Kaiserslautern, 75 Karlsruhe, 23 Kiel, 419 Kleeve-Kellen, 54 Koblenz, 5 Köln, 624 Königstein/Ts., 775 Konstanz, 415 Krefeld, 674 Landau, 67 Ludwigshafen, 24 Lübeck, 68 Mannheim, 495 Minden, 8 München, 44 Münster, 85 Nürnberg, 7238 Oberndorf, 4718 Olfen, 449 Papenburg, 435 Recklinghausen, 721 Rottweil, 66 Saarbrücken, 854 Schwabach, 565 Solingen, 672 Speyer, 7 Stuttgart, 55 Trier, 79 Ulm/Donau, 848 Weiden, 633 Wetzlar, 62 Wiesbaden, 334 Wolfenbüttel.



Guru Baba, Ehefrau beim Aufwiegen in Geld: Mehr Millionäre als in Deutschland

zustehen wie nie zuvor. Indien schien alles erreicht zu haben, um endlich jene Verheißungen zu erfüllen, die Staatsgründer Nehru ein Vierteljahrhundert zuvor verkündet hatte, um einer „Ära des Elends“ (Nehru) ein Ende zu setzen.

Im dritten Anlauf war der Erzfeind Pakistan besiegt worden, die Landkarte des Subkontinents mit Panzern und Bomben zugunsten Indiens verändert. Mit seiner „grünen Revolution“ schien Indien aber auch sein Erbübel, den Hunger, besiegt zu haben. Das Land erzielte Rekord-Ernten, die staatlichen Speicher waren gefüllt.

Das größte Entwicklungsland der Welt, das in einem Vierteljahrhundert etwa 50 Milliarden Mark Auslandshilfe erhalten hat, davon 7 Milliarden von der Bundesrepublik, gab sich überheblich: Fürderhin wolle man keine Almosen mehr, prahlte Delhi. Indien könne seinen Aufbau aus eigenen Kräften vollenden.

Die Tochter des Staatsgründers Nehru sicherte die Nation durch ein Bündnis mit der Sowjet-Union noch gegen den Angstgegner China ab, dann führte sie einen letzten Streich, um sich zur „Kaiserin von Indien“ („The New York Times“) emporzuschwingen.

Folgen des Elends: Die Seuchen kehren wieder.

Mit dem Slogan „garibi hatao“ (bekämpft die Armut) erfocht sie im März 1972 einen Wahlsieg, der ihr fast schrankenlose Macht sicherte. Die von ihr an kurzem Zügel geführte „Regierende Kongreßpartei“ erhielt Dreiviertel-Mehrheiten in Bundes- und Staatsparlamenten. Sie stellt die Regierung in 20 von 21 Bundesstaaten.

Indira sprach von einem „Sozialismus, dessen einfache Definition ist, daß

die Armut beseitigt werden soll, daß der Unterschied zwischen arm und reich verringert werden soll, daß die Unterprivilegierten eine ehrliche Chance zum Fortschritt bekommen — ein Ziel, das wir so schnell wie möglich erreichen wollen“.

Indien schien gerüstet für einen großen Sprung nach vorn. Rhetorisch nahm ihn „Kaiserin“ Indira schon vorweg: „Wir haben den Fortschritt von hundert Jahren in nur 20 Jahren erreicht.“

Keine zwei Jahre nach dem gewonnenen Krieg jedoch, nur anderthalb Jahre nach dem Wahltriumph, steht Indien schlechter da als zuvor. Mehr Menschen denn je leiden unter Dürre, Flut, Hunger und Elend. Regie-



Unberührbare: Wasser nur für Auserwählte

rung und Bürokratie scheinen unfähiger als je, mit dem Chaos fertigzuwerden.

In Indien streiken oder streikten in diesen Wochen 2500 Ärzte in Maharashtra, Ingenieure in Uttar Pradesh, die mit einer Lahmlegung der Elektrizitätsversorgung für weite Teile des Landes drohen, Beamte in der Provinz Radschasthan, 2000 Krankenschwestern in Delhi, Lehrer in Lucknow, Versicherungsbeamte, Eisenbahner.

In Indien kehren Seuchen wieder, die lange für eingedämmt galten. Cholera, Pocken und Malaria haben, so ein Bericht der Welt-Gesundheitsorganisation vom 17. September, in Nordindien, in Bangladesch, in Sri Lanka neue Herde gefunden. 80 Prozent aller Pockenfälle der Welt werden in Indien registriert, 324 Infektionen wurden allein in einer Woche, allein in Kalkutta, gemeldet. Sri Lanka verzeichnete in einem Monat 21 000 Malaria-Meldungen.

Am 15. August feierte Indien, so der Tenor im In- und Ausland, den düstersten Unabhängigkeitstag seit 1947. „Keine unserer Visionen hat sich erfüllt“, klagte der Altsozialist Madhu Limaje, ein Veteran des Freiheitskampfes. „Die Masse des Volkes ist schlechter dran als vor einem Vierteljahrhundert.“ Die prokommunistische Wochenschrift „Blitz“ fragte schlicht: „Kann Indien noch gerettet werden?“

„Wir können uns die Demokratie nicht länger leisten.“

Vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Von der Euphorie der frühen Unabhängigkeitsjahre ist nichts mehr zu spüren. Das Experiment der „größten Demokratie der Welt“, falls es je ein solches war, ist gescheitert.

„Wir können uns einen parlamentarisch-demokratischen Rahmen für unsere Entwicklung nicht mehr leisten“, sagte der Wirtschaftler Professor Dandekar dem SPIEGEL. „Für ein so armes, so unterentwickeltes Land ist das ein Luxus, der den notwendigen ökonomischen Reformen im Wege steht.“

Die Regierung will es nicht wahrhaben. Sie pflegt weiterhin den Slogan der „größten Demokratie“ und suchte ausländische Journalisten aus Hungergebieten fernzuhalten, weil sie „die Elendsberichte satt hat“, so ein Beamter in Delhi. Aber auch er kann nicht wegzaubern, daß Indien keineswegs ein Staat ist, „in dem auch die Ärmsten fühlen sollen, daß es ihr Land ist“ (Indira Gandhi), sondern eine

krankte Gesellschaft, in der es so aussieht:

In Bombay, der reichsten Stadt des Landes, in Purambala, in Indore und Bhopal schießt die Polizei halbverhungerte Plünderer zusammen — in Südindien noch in der letzten Woche. In Uttar Pradesh lieferten sich rebellierende Polizisten und Armee-Einheiten Schlachten (34 Tote, 80 Verletzte). Streikende demolieren Fabriken, die Heilgebliebenen können kaum produzieren, weil es an Strom fehlt. Selbst in Delhi fällt tagelang der Strom aus.

Bauern und Händler, oft genug Funktionäre der Regierungspartei, horchten Getreide, für das der vor wenigen Monaten verstaatlichte Handel nur Niedrigstpreise zahlen will. Die Regierung, die Gerüchte über Getreideimporte noch vor drei Monaten als böswillige Propaganda brandmarkte, gibt ihre letzten Devisen aus, um auf dem Weltmarkt Millionen Tonnen Weizen zum doppelten Inlandspreis zu kaufen — Weizen, der dann unter Monsungüssen verrottet, weil die Eisenbahner wochenlang das Verkehrsnetz lahmlegten. Einzige Nutznießer: ausländische Reeder, deren Frachtraten das Indien-Geschäft hochtrieb.

„Wenn Sündenböcke essbar wären, brauchte niemand zu hungern.“

Die Inflation machte selbst die elementarsten Nahrungsmittel für die Massen unerschwinglich. In einem Jahr stiegen die Preise um 30 Prozent. Das Bulletin der deutsch-indischen Handelskammer in Bombay meldete: „In der Zeit von Januar bis Juli 1973 haben sich die Verbraucherpreise für viele Nahrungsmittel verdoppelt. Hauptnahrungsmittel wie Reis und Weizen sind kaum noch erhältlich.“ Es stiegen: Hammelfleisch von 6,50 auf 12 Rupien per Kilo, Zucker von 3,50 auf 4,75, Kartoffeln von 1,00 auf 1,85, Öl von 5,80 auf 11,50 Rupien.

Mindestlohn für einen Industriearbeiter in der Region Delhi: 104 Rupien im Monat.

Folgen des Massenelends: Nach Bombay pilgern täglich 2000 Halbverhungerte. Die Handelsmetropole, in der es — die andere Seite Indiens — angeblich mehr Millionäre gibt als in der ganzen Bundesrepublik, wächst jährlich um ein Lumpenproletariat von fast der Einwohnerzahl Kölns.

In Südindien bewarben sich 248 000 Menschen um tausend Posten von Angestellten und Kassierern der staatlichen Elektrizitätswerke. Die Stadt Kalikat suchte 30 Polizisten und erhielt 6000 Bewerbungen. Im städtischen Krankenhaus wollen Oberschul-Absolventen Müllmänner werden —

Europas Tor zur Welt: Lernen Sie London kennen, wenn Sie nach Übersee fliegen. Es lohnt sich.



Der Fakt: von London aus haben Sie einfach mehr und bessere Verbindungen in alle außereuropäischen Kontinente. Allein British Airways bietet 200 Flüge zu 84 Ländern der Erde. Zielflughäfen, die andernorts nur ein- oder zweimal pro Woche angeflogen werden, erreichen Sie von hier aus täglich. Und London liegt kaum eine Flugstunde von Ihrem nächsten Flughafen entfernt.

Die hervorragenden Verbindungen und die damit verbundene Zeitersparnis sind nur zwei von vielen Gründen, die London Heathrow zum beliebtesten Transfer-Flughafen Europas gemacht haben. Denn London ist eben eine Metropole mit ganz eigener Atmosphäre und ein preisgünstiges Einkaufszentrum dazu. Grund genug, einen Tag oder eine Nacht Zwischenstop zu machen — vor oder nach einem Übersee-flug — einen Einkaufsbummel zu genießen und die Stadt zu erleben.

Wir kümmern uns um Sie

 **BOAC**
British Airways

bei 20 Mark Monatslohn. Fast 80 000 graduierte Ingenieure sind arbeitslos.

Korruption überwuchert die gesamte Verwaltung. Ohne Bestechung bekommen die Bürger in Delhi keine Milk-Karte, auf den Bahnhöfen keine Fahrkarte, keinen Paß und keinen Schulplatz für die Kinder. „Früher“, so ein Bewohner der Hauptstadt, „schmierten wir die Beamten, damit sie etwas taten, was sie nicht tun sollen. Heute müssen wir sie schmieren, damit sie ihre Pflicht erfüllen.“

Das Volk flüchtet in Gewalt — in halb Indien herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände, sechs Provinzregierungen wurden abgesetzt — oder zu komischen Heiligen, Gurus und Sadhus, die es erst recht ausbeuten:

In Delhi wog die Sekte der Nirankaris ihren Chefheiligen, Baba Gurutscharan Singh, samt Frau in Rupien-Scheinen auf. 170 Kilo Lebendgewicht der beiden erbrachten 320 000 Mark.

Die Regierung fördert den Zuwachs des Elends. Durch die Inflation gezwungen, die Staatsausgaben einzuschränken, spart sie nicht etwa bei Panzern. Das Militärbudget blieb ungekürzt, dafür wurde fast ein Drittel der Mittel für die Geburtenkontrolle gestrichen — bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachs, der fast zweimal die Einwohnerzahl Österreichs ausmacht.

Ansonsten sucht sie nach Schuldigen. Wo es nicht das Wetter, die Weltlage oder die Nachbarn sind, müssen zur Not Lurche herhalten: Die Frösche, erzählte der frühere Arbeitsminister des Staates Andhra Pradesh, Andschajah, seinen Mitbürgern, hätten dank ihrer Meditationen das Ohr der Regengötter, die sie mit vollen Brunnen und nassen Feldern belohnten. Aber: „Daß man die Frösche jagt und ihre Schenkel als Delikatesse in die USA verkauft, hat uns als Strafe die Dürre gebracht.“

„Wenn Sündenböcke eßbar wären, brauchte in Indien niemand zu hungern“, schrieb die „Far Eastern Economic Review“.

Sündenböcke sucht auch, immer hektischer, Indira Gandhi. Zuerst war es die — machtlose — Opposition, dann ein „weltweites Phänomen von Krisen“, schließlich waren es ihre Minister und Planer, „die mich enttäuscht haben“. Vergangene Woche nahm sie gar noch den Militärputsch in Chile zum Anlaß für eine Schelte gegen Indiens Zeitungen — weil diese „ausländischen Elementen“, die auch für Indien gefährlich werden könnten, nicht genügend Aufmerksamkeit bei ihrer Chile-Berichterstattung widmeten.

Ihre Landsleute, die ihr laut einer Umfrage noch vor einem Jahr angeblich zu 93 Prozent anhängen, haben sie längst „dschhuthi“ (Lügnerin) getauft, ihr Charisma ist verflogen, sie selbst in eine Korruptionsaffäre verwickelt. Magere 18 Prozent der Inder finden noch, einer neuen Umfrage zufolge, daß sie

eine „sehr gute“ Regierungschefin ist. Auch enge Mitarbeiter und die Zeitungen, früher vereint im Indira-Jubelchor, äußern sich heute kritisch.

Zu Unerhörtem entschloß sich vor wenigen Wochen Staatspräsident Giri, von Indira einst auf den Posten gehievt. „Wir leben in einer moralischen Krise“, befand das Staatsoberhaupt. „Zwischen dem, was wir sagen, und dem, was wir tun, klafft eine immer größere Lücke.“ Seinen Köchen verbot er, mehr als drei Gänge für eine Mahlzeit zu kochen. Seinen Beratern und Sekretären befahl er: „Geht in die Städte, geht auf die Dörfer, legt die Spekulanten und die Volksbetrüger in Ketten.“

Gandhi-Parteifreund und Abgeordneter Schaschi Bhuschan empfahl seinem Land eine „begrenzte Diktatur, samt 40 elektrischen Stühlen, um mit Leuten fertig zu werden, die Nahrung



Dürre-Opfer: Heimgesucht von biblischen Plagen

horten oder auf dem schwarzen Markt verhöckern“.

Die Kommentare zum Unabhängigkeitstag lasen sich wie Leichenreden: „Jeden Tag, auf jedem Gebiet, wenden sich die Dinge vom Schlechten hin zum Unerträglichen“, befand die größte Zeitung Südindiens, „The Hindu“.

„Nie noch haben wir einen düsteren Unabhängigkeitstag gefeiert“, klagte der „Indian Express“. Die „Times of India“ rügte den „mangelnden Willen der Führer des Landes, die Nation aus dem Sumpf herauszuziehen, in dem sie versinkt“.

„Die Regierung gleicht einem Hofstaat mit einer Königin und willigen Hofschranzen“, urteilte der indische Mahatma-Gandhi-Biograph V. Mehta, der in New York lebt. „Sie ist gut im Manipulieren, gut in Slogans über den

Sozialismus, aber sie hat kein Rezept, wie sie das Leben für die armen Dörfler erträglicher gestalten soll.“

Indira selbst, zur Unabhängigkeitsfeier im Roten Fort von Delhi von Demonstranten empfangen, die weniger „bhaschan“ — Reden — und mehr Brot verlangten, blieb ungerührt von der Mißere ihres Volkes.

„So strahlend wie Gold, das durch Feuer gehärtet wurde.“

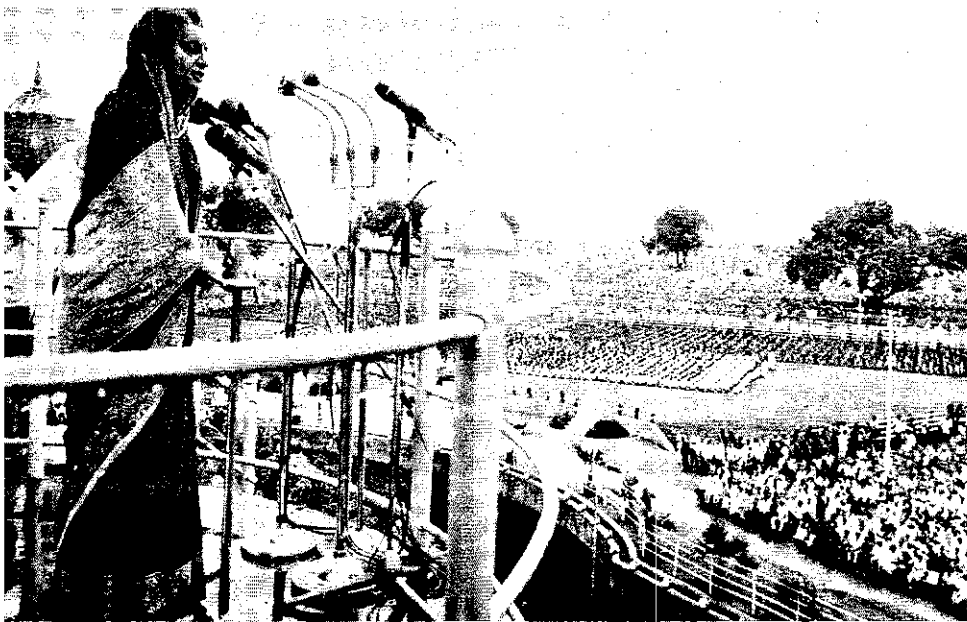
Zwar konzidierte sie, 1973 sei das schwierigste Jahr in Indiens Geschichte, aber die Krisen würden vorübergehen. Und dann schalt sie ihre Mitbürger: „Sind wir eine Nation von Klageweibern, von Nörglern, Frustrierten und Feiglingen, die umfallen, wenn es Schwierigkeiten gibt, oder sind wir eine Nation von Mutigen? Es hat keinen Sinn zu klagen. Wenn wir die schwere Probe, die uns auferlegt ist, bestehen, werden wir eine Zukunft vor uns haben, so strahlend und glänzend wie Gold, das durch Feuer gehärtet wurde.“

Die Worte der Regierungschefin waren bezeichnend für jene Arroganz, mit der arrierte Inder das elende Schicksal von neun Zehnteln ihrer Mitbürger mißachten. Cricket-Ergebnisse aus London sind für das Establishment in Bombay, Delhi oder Kalkutta sehr viel interessanter als eine Flut, die Tausende das Leben kostet — wenn sie nicht gerade vor der eigenen Tür anschwappt. „Was interessiert euch der Hunger in Indien, hier haben die Leute immer gehungert“, ist die Standardantwort von gebildeten Indern auf Fragen von Ausländern nach dem Elend im

Land, zuweilen auch kürzer: „Laßt sie doch verrecken!“ Begriffe wie Mitleid, Nächstenliebe, Barmherzigkeit sind der hinduistischen Gesellschaft völlig fremd.

Diese Haltung, der völlig fehlende Common Sense, ist einer der Hauptgründe für den indischen „Three-step“ — ein Schritt vorwärts, zwei zurück — der dazu führte, daß die zweitgrößte Nation der Welt heute als eine Art Bananenrepublik abgeschrieben wird, immer unfähiger, ihre Probleme zu lösen.

China war nicht besser dran als Indien, bevor Mao Tse-tung sein Erneuerungswerk begann — heute scheinen schier Jahrhunderte Entwicklung die beiden volkreichsten Länder der Welt zu trennen. Zwar baut das Entwicklungsland Indien Düsenbomber und Atomkraftwerke, exportiert es Kühl-



Indira Gandhi bei Unabhängigkeitsfeier 1973: „Sind wir eine Nation von Nörglern?“

schränke in die Tschechoslowakei, Transformatoren nach Amerika. Aber in vier von fünf Dörfern bleibt es nachts dunkel wie vor tausend Jahren, leben die Menschen wie vor tausend Jahren im Kreislauf der „Cow-dung-economy“, der Kuhfladen-Wirtschaft:

Morgens, zur Dämmerung, nach dem Gebet, aber noch vor dem Frühstück, wandern die Frauen in Indiens Dörfern hinter den Kühen her, sammeln den Dung, formen ihn mit Händen zu Fladen und klatschen diese auf die Hausmauer zum Trocknen.

Die Kasten – perfektester Unterdrückungsmechanismus der Welt.

Mit den trockenen Kuhfladen kochen sie an der Feuerstelle der Lehmhütte das Essen für die Familie. Was übrig bleibt, ist oft Seife, Waschpulver und Klopapier zugleich: Mit der Asche werden Kinder und Kleider gewaschen, mit ihr reinigen sich die Bauern nach der Notdurft die Hände.

So lebt die Masse des Volkes im 27. Jahr der staatlichen Unabhängigkeit – 23 Jahre nach Verabschiedung einer Verfassung, deren Einleitung verspricht: „Unser Land ist eine große Familie mit gleichen Rechten und Pflichten für alle ihre Mitglieder.“ Und sie verheißt: „Soziale, wirtschaftliche und politische Gerechtigkeit für alle Bürger, Gleichheit des Standes und der Chancen.“

Diesen hehren Worten zum Hohn lebt die Masse außerhalb der organisierten Gesellschaft. Alles, was sich in Indien an Fortschritt tut – wenig genug –, spielt sich innerhalb von zehn Prozent der Bevölkerung ab. Professor Dandekar meint sogar, es seien nur siebeneinhalb. Zu den Arrivierten zählen nicht nur einige Maharadschas und Millionäre, die Minister und Beamten,

zu ihnen gehören auch die Bauern mit nennenswertem eigenem Land und die Industriearbeiter mit festem Lohn.

Die übrigen, das sind 120 Millionen Unberührbare und Stammesangehörige, die in Indiras Indien weniger Rechte haben als Ratten. Denn der orthodoxe Hindu darf kein Tier töten, auf einen Paria kommt es ihm nicht an, denn der gilt kaum als Lebewesen.

Das sind 220 Millionen Menschen, die ständig an der Hungerschwelle leben, apathisch, oft infolge der Unterernährung seit Generationen hirngeschädigt. Das sind über hundert Millionen Landarbeiter, die ein paar Monate im Jahr Arbeit haben, die Dutzende Millionen völlig Arbeitslosen. Es sind die Millionen in den Slums der Großstädte, jene, deren Heim ein Bürgersteig in

Bombay, ein Kanalarohr in Kalkutta ist. Es sind zwei Drittel aller Inder, die laut offizieller Statistik von weniger als 25 Pfennig pro Tag vegetieren müssen und die, so Professor Dandekar, von Jahr zu Jahr noch ärmer werden, deren Not schrei „kam do, roti do“ – „gib uns Arbeit, gib uns Brot“ – ungehört verhallt.

Die Regierung, das Establishment, ist nicht nur unfähig, das Schicksal dieser Menschen im Niemandsland der Gesellschaft zu ändern, die Massen zu integrieren. Sie will es wohl auch nicht. Denn jeder Versuch eines radikalen Wechsels würde zwangsläufig die Er rungenschaften der zehn Prozent, ihre Macht, ihren Einfluß, ihren Besitz, ihren Staat im Staate gefährden.

Deshalb konservieren die Mächtigen, die sich zum Teil Sozialisten nennen („Postämter-Sozialismus“, spottete Indien-Kenner Galbraith einmal), entgegen ihren eigenen Gesetzen jenes System, das in Jahrtausenden zum schlimmsten und perfektsten Unterdrückungsmechanismus der Welt degenerierte: Das Kasten-Wesen der Hindus, das die Menschen aufteilt in solche, die alle Rechte haben, andere, deren Rechte beschnitten sind – und solche ohne jedes Recht, selbst ohne das Recht auf Leben.

Im nächsten Heft

Wann und wie ein Hindu mit seiner Frau schlafen darf – 3000 Kasten: das Krebsgeschwür des kranken Riesen – Gurus werden Millionäre – Heiliger Kuhdung und „Rattenkinder“ – Staatschef fordert Todesurteil für Diskriminierung von Unberührbaren



Überschwemmung in Uttar Pradesh: „Kann Indien noch gerettet werden?“